

Zeitschrift: Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur
Herausgeber: Genossenschaft zur Herausgabe der Schweizerischen Monatshefte
Band: 5 (1925-1926)
Heft: 2

Rubrik: Kultur- und Zeitfragen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 11.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

im österreichisch-ungarischen Ministerium des Auswärtigen anders dachte. Wiederholt drängte sich Prof. Masaryk mit Aufträgen, die ihm der serbische Ministerpräsident Nikola Basic erteilte, an den Leiter der auswärtigen Politik Österreich-Ungarns heran. Aus den Memoiren des verstorbenen gemeinsamen Finanzministers, Ritter von Bilinski, ist bekannt geworden, wie man über diese Missionen Masaryks auf dem Ballhausplatz dachte. „Er will sich wieder eine Provision verdienen“, soll Graf Berchtold zu Bilinski gesagt haben, als Masaryk bei ihm erschienen war, um ihn im Auftrage der serbischen Regierung zu bewegen, die Erwerbung Nordalbaniens durch Serbien nach dem Balkankriege zuzulassen. In diesen scharfen, verächtlich verurteilenden Worten des Grafen Berchtold kommt die ganze Verbitterung zum Ausdruck, mit der die österreichisch-ungarische Diplomatie seit Jahren dem politischen Treiben des Prof. Masaryk beobachtend gegenüberstand, ohne die Macht zu besitzen, durch kräftiges Eingreifen die Gefahren zu bannen, die sich daraus entwickeln mußten und auch entwickelt haben. Der Ausländer wird diese Lage nicht verstehen können; sie wird ihm erst begreiflicher werden, wenn er erfährt, daß die auswärtige Politik in der gewesenen habsburgischen Monarchie nicht vom Minister des Auswärtigen allein, sondern gemeinsam mit dem österreichischen und ungarischen Ministerpräsidenten gemacht werden mußte und daß diese stets darauf bedacht waren, daß die auswärtige Politik sich in einer Richtung bewege und Operationen vermeide, welche den ruhigen Gang der inneren Politik, das friedliche Verhältnis zwischen den verschiedenen Nationalitäten und das normale Funktionieren der beiden Parlamente in Bosnien und Transleitanien hätte stören können. So konnte Prof. Masaryk und seine Freunde sich Jahre vor Ausbruch des Weltkrieges in bedenkliche Zettelungen mit den Regierungsmännern und revolutionären Kreisen eines Staates einlassen, dessen Staatsidee die Zertrümmerung des Habsburgerreiches forderte. Durch diese Verhältnisse ist Prof. Masaryk einer der erfolgreichsten Verschwörer aller Zeiten geworden.

L. M. (Wien).

Kultur- und Zeitfragen

Noch etwas zur Spitteler-Kritik.

Frau Edith Landmann hat in ihrem Spitteler-Aufsatz für viele ein erlösendes Wort gesprochen. Für die vielen, deren Herz und Gemüt leer blieben beim Hauptwerk Spittelers und die sich darob schämten. Diese Scham braucht nicht Verlegenheit zu sein gegenüber einer Modernichtung, die Spitteler auf den Schild hebt; es ist die tiefe, schmerzliche Beschämung, sich an etwas Großes nicht rüchholtlos hingeben zu können. Hoch rekt sich die dichterische Persönlichkeit Spittelers auf; aber sie füllt die ausgestreckten Schalen unseres Volkes mit ihrem Geistesreichtum nicht. Allzusehr ist dem Ausnahmemenschen die Menge der unsaubere Schleim; allzusehr wird das Erbarmen mit ihr verdrängt durch den Zorn über ihre böswillige Dummheit.

Frau Landmann macht dem Dichter den Vorwurf, er sei nicht über die naturalistisch-mechanische Weltauffassung des ausgehenden 19. Jahrhunderts hinausgekommen; nein, aber er hat sie mit schärfster, männlicher Konsequenz zu Ende gedacht. Nichts Weibisch-Sentimentales ist in Spitteler, wie seine Kritikerin will, sondern das „weiche Narrenherz“ des Dichters wird mit spitzem Verstand und herber Ironie umschient. Jedem Pathos abhold und durch seine Sprache schon den landläufigen „poetischen Schwung“ zerstörend, berührt sich Spitteler mit jenen Könncnern, jenen glänzenden Stilisten des ebenfalls ungläubigen 18. Jahrhunderts, einem Diderot, einem Voltaire. Aber neben dem

romanischen Formensinn, der vielen unter uns eignet, neben federnder Geistesbeweglichkeit fordern wir Deutschschweizer das alamannische Herz.

Es zog Spitteler wie jeden Menschen zu den warmen Niederungen, wo barmherzige Dünste das Unzulängliche verschleieren; sein Genius zwang ihn, von olympischen Bronnen der Wahrheit zu trinken. Wer möchte es ihm verargen, daß er der Mundartdichtung den Rücken wandte und ein liebliches Reis unserer Literatur mit Füßen trat? Er verachtete die Blüten unserer Fluren. Er berauschte sich an der bizarren Form einer duftlosen Orchis, deren Stengelzarte, giftige Pracht ein Symbol ist für volksfremde Schönheitssucher unserer Zeit. Die Gegenüberstellung des gottgesegneten Übermenschen und der Herdenmenschen, denen wir, seine Volksgenossen, uns zuzählen müssen, beleidigt. Er, der Gewaltige, der Auserlesene, hebt uns nicht zu sich empor. Das Endziel seiner Erdenfahrt ist für Heraclès, den von Zeus erwählten und erzogenen Menschen, der Ruhm, und sein Harm besteht darin, daß ihm dieser durch Reid geschmäler werde.

Frau Landmann möchte in einem Dichter nicht nur den Exponenten seiner Zeit sehen; damit aber verlangt sie von einem Dichter das Unmögliche. Der Dichter ist in erster Linie nicht Philosoph und Religionsstifter. Er saugt die geistigen Ideen seiner Tage ein und gebiert sie wieder in neuer Form. Nur als Künstler ist Spitteler ein Extramundaner, indem er in der Regierungszeit eines Zola die olympischen Götter zu neuem Leben aufrief. Die Geistesstrahlen, die sich in ihm sammelten, waren zerstörende X-Strahlen. Das ist die tragische Schuld unserer Epoche. Die Zeitgenossen Dantes als Masse waren nicht gläubiger als wir, aber das Ideal des 13. Jahrhunderts, die Weltanschauung, war von übersinnlichem Schwunge getragen. Mir scheint, das Schicksal des Verbannten in Ravenna war leichter zu tragen als das unseres zeitgenössischen Landsmannes. In einer fernen, glücklicheren Zukunft wird man auf unser Zeitalter mit demselben Mitleiden blicken, wie wir auf den Ausgang der Antike, und das epische Gedicht Spittelers schlägt an das Ohr unserer Enkel ebenso erschütternd wie an das unsere die Klage eines hellenischen Dichters aus der sogenannten Blütezeit, des großen Sophokles:

Nicht geboren zu sein, ist der Wünsche größter,
Und wenn du lebst, ist's das beste, schnell dahin wieder zu gehen, woher
du kamst.

Wir dürfen von einer Dichtung nicht in erster Linie ethische Wirkungen verlangen. Auch Homer hatte nicht die erbaulichen Eigenschaften, die ihm Frau Landmann zuschreibt. Die Geschichte kennt in moralischer Beziehung jene „vollkommenste Menschheit“ nicht. Graecia mendax, sprach schon Juvenal. Die sittliche Bildung Griechenlands ging keineswegs Hand in Hand mit der künstlerischen. Georg Finsler zeigt uns, wie unehrerbietig, ja lästerlich Homer mit den olympischen Göttern umsprang, die für ihn und seine Zeitgenossen religiöse Begriffe sein mußten, während die Olympier Spittelers für den Dichter und uns nur Übermenschen bedeuten. Ja, die Götter Spittelers! Frau Landmann verfolgt sie unablässig mit verkleinernden, bissigen Bemerkungen. Mir sind sie lieber als Maria, Christus und Gottvater, wie sie sich die modernsten Dichter aus den Sternen herunterholen. Wie sehr verkennt Frau Landmann den tiefen Gehalt der göttlichen Gestalten Spittelers! Die sieben Umaschpand sind ihr recht ermüdend; sieht sie nicht das Undinenhafte an den reizenden Luftwesen, unberührt von Gut und Böse wie die Natur? Zeus, der mehr durch Ananke, den „gezwungenen Zwang“, als durch eigene List sich widerrechtlich auf den Götterthron setzt, entbehrt der Größe nicht. Der Form nach hat er übrigens die letzte schwerste Wette gewonnen. Indem er die Regierung an sich reißt, zeigt er, daß er regieren kann. Wenn der Dichter den Staatsmann, den Weltenkönig an Schönheit, hinter Apollo und Hermes zurücktreten läßt, so ist dies sein gutes Recht. Das Bäurische in der Erscheinung des Zeus mag an die Agrarkönige des alten Rom's erinnern. Welch runde Gestalt ist Poseidon! Auf ihn gehen nicht nur die Triller der Ironie, sondern der währschafte Paukenschlag des Humors nieder. Die eigentlichen Gottheiten Spittelers aber sind

Apoll und Artemis. Der fühne Doppelflug im Sonnenwagen nach dem Über-olympischen, dem Metakosmos, ist ein Aufschwung ins wahre Reich des Ideals. Hier betet Spitteler an und wir mit ihm; hier strömt auch das starke Gefühl:

In Anankes harter Welt
Gedeiht in Berg und Tal kein anderer Trost, der hält,
Als zweier Augen Zwiegestirn, von Freundschaft traut,
Und einer dankbewegten Lippe Liebeslaut.

Den Trost entwindet uns Spitteler nicht: Über der Welt des „Zwang“-, dem sich auch die Übermenschen beugen, sind andere, heilige Sphären. Es winkt das Land Meon, wo der Weltenheiland weilt. Von seinem Kommen gibt der schlummernde Engel im Kirchlein Thateron traumlallend Kunde. Der Engel, Hoffnung geheißen, nennt sich selbst die Wahrheit. So gibt es ein Entrinnen aus der mechanischen Weltauflösung. Unser Gefühl empört sich dagegen, wie Figurinen eines Puppentheaters an den Eisendrähten Anankes zu hängen; feige schließen wir schaudernd die Augen vor dem gegenseitigen Aufressen alles Geschaffenen; wir recken uns umsonst zur Höhe des Ausnahmemenschen empor: aber mit gläubiger Hoffnung verfolgen wir jenen winzigen Lebenskeim, der am Schlusse des „Olympischen Frühlings“ Ananke zum Trost ins dunkle Weltall fällt. Denn so will es unsere Schweizerart, die im Ästhetischen allein — und mag es noch so gewaltige holdberückende Bilder hervorzaubern — nicht Genüge finden kann.

Helen e Meyer.

Bücher-Rundschau

Basler Geschichte.

Vor beinahe zwei Jahrzehnten ist der erste Band der *Geschichte der Stadt Basel* von Rudolf Wackernagel erschienen. Das letzte Jahr brachte uns den dritten umfangreichen Teil.*.) Die Kriegszeit hat das Werk außerordentlich verzögert. Und nun hat der Tod des Verfassers die Vollendung dauernd unmöglich gemacht. Die drei bisher erschienenen Bände enthalten die Geschichte des Gemeinwesens bis zur völligen Durchführung der Reformation. Die Entstehung der Stadt, ihr Emporwachsen zur Unabhängigkeit, der Anschluß an die Eidgenossenschaft und schließlich die erste Glanzzeit baslerischer Geistesgeschichte liegt darin vor. Im letzten Buch des dritten Bandes wird die religiöse Reform geschildert und damit die entscheidende Wendung zur Herausbildung der heutigen Basler Eigenart, wie wir sie alle kennen. Die Folge brachte stillere und weniger ergiebige Zeiten. Erst das 18. Jahrhundert sah wieder eine neue Blüte des Basler Geisteslebens. Offensichtlich lag diese Zeitspanne dem Verfasser ferner als das Mittelalter. Man wird deshalb sagen dürfen, daß wir heute in der Basler Geschichte von Rudolf Wackernagel ein abgeschlossenes Ganzes besitzen, so wie es der Eigenart des Verfassers entspricht.

Ich entsinne mich noch, daß uns in der Berliner Studentenzeit vom Katheder herunter als das unerreichte Muster einer Stadtgeschichte im ganzen deutschen Sprachgebiet gerade das Werk Wackernagels empfohlen wurde. Und seither habe ich überall im Auslande das gleiche Urteil wiederhören hören. Worin liegen denn die Vorzüge des Werkes?

Einmal in der umfassendsten Beherrschung des gewaltigen Quellenstoffes! Aber welch ungeheure, entzückungsvolle Arbeit steckt dahinter! Wer davon eine Ahnung gewinnen will, der sehe sich einmal die unheimliche Masse der Quellen-nachweise an. Im dritten Band umfassen sie volle 110 Seiten für 520 Seiten Text! In dem Sammeln dieses Stoffes, vielfach aus weitentlegenen Archiven und Veröffentlichungen, liegt eine Lebensarbeit. Rudolf Wackernagel hat eben weit länger als ein Vierteljahrhundert das Basler Staatsarchiv verwaltet. Er

*.) Verlag von Helbling & Lichtenhahn, Basel.